

Die schwierige Akzeptanz der Alltäglichkeit des Sterbens

Was in der Realität verdrängt wird, hat in den Medien Konjunktur

Obwohl wir uns des ständigen Risikos, durch Unfall oder plötzliche Krankheit sterben zu können, letztlich bewusst sind, machen wir um unser eigenes Testament, um Patientenverfügungen oder den Organspendeausweis einen großen Bogen. Wir haben Hemmungen, mit einem Todkranken offen darüber zu sprechen, dass er sterben wird. Sterben und Tod kennen wir genau, aber eben nur aus zweiter Hand, durch die Medien. Wie kommt es zu unserer Kultur des Todestabus und welche Erfahrungen machen Menschen, für die der Umgang mit Sterben und Tod zu ihrem Beruf gehört? *tv diskurs* sprach darüber mit Dr. Rolf-Peter Lange, Vorsitzender des Verbands Deutscher Bestattungsunternehmen und Berater des Beerdigungsinstituts Otto Berg.



In unserer Gesellschaft wird weitgehend in Altenheimen, Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen gestorben. Sterben und Tod betrifft jeden von uns, dennoch wird beides im Alltag ausgeblendet. Was bedeutet diese Diskrepanz für den Bestatter?

Nach dem Jahre dauernden Zweiten Weltkrieg musste sich die Bestattungsbranche grundlegend umstellen. Es herrschte in Deutschland die Tendenz vor, über den Tod nicht mehr zu reden. Wir haben den Tod aus unserer Gesellschaft ausgebürgert. Alle Familien waren durch den Krieg mit dem Tod konfrontiert. Nun wollte man ihn gerne verdrängen. Durch die Zunahme der Bedeutung der Medien entstand dann eine fast schizophrene Einstellung zum Tod in unserer Gesellschaft. In den 1950er Jahren kam das Fernsehen auf, wo wir bis heute tagtäglich in den Nachrichten oder in Reportagen sehen, wie Menschen sterben. Es gibt kaum eine Nachrichtensendung oder einen Spielfilm, in der beziehungsweise in dem der Tod nicht gezeigt wird. Einerseits haben wir uns daran gewöhnt, den Tod zu sehen, aber auf der anderen Seite – in unserem eigenen Lebensbereich – haben wir ihn verdrängt und in unserer Realität tabuisiert. Der Tod findet heute zu über 85 Prozent nicht mehr zu Hause statt, sondern in Einrichtungen, in denen er „vorbereitet“ eintritt. Und dennoch ist es für die meisten ein Schockerlebnis, wenn sie an das Bett eines verstorbenen Menschen herantreten. In anderen Gesellschaften geht man mit dem Tod viel natürlicher um, die Toten werden verehrt und sind an Gedenktagen und zu Familienfesten dabei. Früher wurden die Alten nach ihrem Ableben von der Familie, vom Dorf oder von der Nachbarschaftsgemeinde versorgt, man hat die Toten gesehen, sie angefasst und gepflegt. Die Kinder wurden nicht hinausgeschickt, wie wir es uns in den letzten 30 oder 40 Jahren angewöhnt haben. Die Besorgnis, dass Kinder nicht mit dem Tod in Berührung kommen sollten, ist völlig unbegründet. In anderen Gesellschaften geht man viel unverkrampfter und natürlicher damit um, und es ist unsere Aufgabe als Bestatter, den Menschen beizubringen, dass der Tod mitten unter uns ist.

Was bedeutet diese Veränderung für Ihre Branche?

Früher hatte ein Bestatter nur die Aufgabe, den Verstorbenen abzuholen und zu versorgen. Heute geht unser Tätigkeitsfeld weit darüber hinaus. Zum einen müssen wir die Menschen aufklären und ihnen deutlich machen, dass sie daran denken müssen, Vorsorge zu treffen. Wir leben in einer Gesellschaft mit einem eng gestrickten System von lebensabsichernden Maßnahmen, aber wenn es um das Thema Tod geht, denken viele Menschen: nach mir die Sintflut. Wir versuchen den Menschen deutlich zu machen, dieses unangenehme Thema nicht auszuklammern, sondern neben einem Testament, einer Betreuungsvollmacht, einer Patientenverfügung etc. auch festzulegen, wie sie von der Erde abtreten wollen.

Die andere Aufgabe, die in den letzten 30 Jahren an die Bestattungsbranche hergetragen wurde, ist die nachgehende Betreuung der Angehörigen. Die Menschen werden erfreulicherweise immer älter, aber sie werden auch immer einsamer. Familienstrukturen zerfallen, der alte Mensch bleibt zurück. Wenn aus einer Partnerbeziehung jemand im Alter von 85 oder 88 Jahren zurückbleibt – meistens sind es die Frauen –, dann sind sie nicht nur von der Tatsache betroffen, dass der Partner nach 50 Jahren gemeinsamer Zeit nicht mehr da ist, sondern sie sind oft auch weitestgehend lebensuntüchtig, weil der Ehepartner die organisatorischen Dinge des Lebens geregelt hat. Nicht selten kommen die Witwen nach der Beisetzung zu uns und bitten um Hilfe. Sie haben niemanden, die Kinder sind weit weg, sie fragen uns um Rat, wie sie ihr Leben jetzt gestalten müssen. Das fängt bei ganz banalen Dingen an, wenn sie die Briefe von der Bank nicht mehr verstehen oder nicht wissen, wie die Miete überwiesen wird. Sie wohnen in Städten, im vierten Stock des dritten Hinterhauses: Wer bringt das Essen hoch, wer geht mit dem Hund Gassi, wer schafft Kontakte? Hier müssen wir vermittelnd tätig werden. Der Bestatter kann natürlich nicht alles selbst regeln, sondern ist gehalten, ein Netz von Partnern aufzubauen, um diesen Menschen in der neuen Situation Hilfe zu vermitteln. Das klassische, klischeebehaftete Bild vom Bestatter – großer, hagerer, schwarzer Mann

mit der Schaufel auf der Schulter, der im Morgengrauen auf den Friedhof geht und das Grab aushebt – ist nur ein ganz geringer Teil, vielleicht 25 Prozent der Tätigkeit. Lebensberatung und Trauernachsorge sind Faktoren, die unseren Beruf in eine andere Richtung gelenkt haben. Wir sind keine Handwerker mehr, wir leisten einen Dienst am Menschen in der schlimmsten Lebenssituation, in der ein Mensch stehen kann.

Wäre das nicht eine klassische Aufgabe der Kirchen?

In den letzten 20 bis 30 Jahren beobachten wir, dass die Institutionen, die früher diese Aufgaben übernommen haben, wie die Kirchen, heute unter großem Akzeptanzverlust leiden. Nicht nur die Jungen, sondern auch die Älteren wollen mit der Kirche nichts mehr „am Hut“ haben. Die Gründe dafür sind vielfältig. Es sind nicht primär – wie man vermuten könnte – die finanziellen Gesichtspunkte. Es herrscht eher Enttäuschung darüber, dass sich während der Krankheit niemand gekümmert hat, dass die Trauerfeier nur ein inszeniertes Ritual war und der Pfarrer nicht einmal den Namen des Verstorbenen erwähnt hat. Oft findet in Trauerreden eine unangemessene Glorifizierung statt, in der niemand den Verstorbenen wiedererkennt.

Sie haben gesagt, dass man in anderen Ländern gelassener mit dem Tod umgeht. Welche Gründe hat das? Könnten hier vielleicht auch der Akzeptanzverlust der Kirchen und damit der verlorene Glaube an die Auferstehung nach dem Tod eine Rolle spielen?

Bei Befragungen zeigt sich, dass heutzutage immer weniger Menschen an die Auferstehung glauben. Ein entscheidendes Jahr für diese Kehrtwende war 1963/64, als die katholische Kirche die Feuerbestattung als legal anerkannt hat. Eine Urne beizusetzen und gleichzeitig an die Auferstehung zu glauben, ist für viele Menschen – egal ob jung oder alt – ein Widerspruch, ist unverständlich. In Deutschland liegen wir heute durchschnittlich bei über 50 Prozent an Feuerbestattungen. In einigen Gegenden, wie auch in Berlin, sind es sogar knapp 80 Prozent. Dies ist ein weltweiter Trend. Die Gründe dafür sind verschieden:

Platzgründe, hygienische Gründe. Dazu trägt sicher auch bei, dass sich das Trauererleben der Angehörigen erheblich ausweiten lässt. Sie können mit der Asche heute etwa 20 verschiedene Bestattungsarten durchführen. Immer wieder hören wir auch den Satz: „Ich möchte nicht in der Erde liegen, um nach meinem Tod von den Würmern zerfressen zu werden.“ Außerdem haben wir, gerade in Ballungsgebieten wie Berlin, seit 30 Jahren eine Zunahme an hier lebenden fremden Kulturkreisen und Glaubensrichtungen. Etwa 192 verschiedene Nationalitäten leben in Berlin. Viele der hier geborenen Menschen gehören anderen Glaubensrichtungen an wie etwa dem Buddhismus, in dem der Tod einen ganz anderen Stellenwert hat. Diese Religionen haben natürlich unsere eigene Kultur beeinflusst. Man ist offener geworden. Man nimmt auf Reisen andere Eindrücke in der Konfrontation mit dem Tod wahr: Da wird getanzt, Musik gespielt und viel offener und fröhlicher mit dem Tod umgegangen. Das hat auch bei uns zu einem Wandel geführt. Jahrhundertlang war unsere Trauerkultur von den Kirchen geprägt worden. Heute sollen die Trauerfeiern nicht mehr „dumpf und dunkel“, sondern mehr auf das Leben gerichtet sein, zum Beispiel in offenen, hellen Räumen mit Kerzen, vielleicht einem weißen Sarg und indischer Sphärenmusik, und die Trauergäste tragen weiße Gewänder. Das zeigt deutlich, dass sich viele Menschen andere Einstellungen abgeguckt haben – aus anderen Ländern und Regionen dieser Erde. Das über Jahrhunderte geprägte starre Ritual wird nach und nach verlassen. Offenheit und Individualität ersetzen das von den Kirchen geprägte kollektive Trauern. Dieses zunehmende Streben nach Selbstbestimmung auch über den Tod hinaus führt immer häufiger zu dem Wunsch, nicht auf einem Friedhof beigesetzt werden zu wollen. Stattdessen steigt das Interesse, in der „freien Welt“ beigesetzt zu sein, was dazu führte, dass etwa 18 in freier Natur befindliche Friedwälder in unserem Land entstanden sind, über 50 weitere sind im Genehmigungsverfahren. Es müssen hier keine Familiengräber mehr sein, sondern es können auch die Mitglieder aus irgendeinem Club oder Verein zusammen begraben werden. Das zeigt, dass die Bestattungskultur eingebettet ist in gesellschaftliche Wandlungsprozesse, Wertewandel und Moralvorstellungen.

Angenommen, ich habe einen großen Park und möchte mich dort in der Nähe meiner Familie beerdigen lassen. Ist das möglich?

Nein, die Erdbestattung – also einen Sarg mit einem verstorbenen Menschen darin außerhalb eines Friedhofs beizusetzen – ist nicht erlaubt. Bei einer Urne mit menschlicher Asche ist es schon möglich. Oft stellte sich das Problem, wenn Enkelkinder ihre Großeltern auf einem Friedhof beisetzen mussten, von dem sie genau wussten, dass sie dort nie wieder hinkommen. Anstatt für 20 Jahre eine Grabstelle zu kaufen und viel Geld für Grabpflege auszugeben, kann die „Großmutter“ nun auch einen Ehrenplatz in der Schrankwand bekommen. Das ist Selbstbestimmungsrecht. Dabei hat man sich an anderen Ländern orientiert, denn Deutschland ist noch eines von drei Ländern in Europa, die den Friedhofszwang kennen. Nach einer Gesetzesänderung ist es heute möglich, dass man selbst zu Lebzeiten verfügt, was mit der Asche geschieht. Die DDR war uns da voraus, denn bis 1989 gab es in Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern Wald und Wiesenbereiche, auf denen Asche aus Flugzeugen im Morgengrauen verstreut wurde. Allerdings war das nicht sehr pietätvoll, weil die Flugzeuge auch für andere, zum Beispiel landwirtschaftliche Einsätze benutzt wurden.

Sie sagen, dass nur noch wenige an die Auferstehung glauben. Auf der anderen Seite können sich Menschen nur schwer vorstellen, dass mit dem Tod der Körper völlig gefühllos ist und über keine menschlichen Eigenschaften mehr verfügt.

Das ist immer eine Frage des Glaubens. Die Ägypter haben auch noch Jahre nach dem Tod Essen und Trinken in die Pyramiden gebracht, weil sie daran glaubten, dass die Toten weiterleben. Bei uns ist der Glaube, ob und wie das Leben nach dem Tod weitergeht, ganz individuell. Die Menschen outen sich diesbezüglich nicht. Sie haben wahrscheinlich Angst davor. Andererseits wissen wir, dass viele Menschen nicht an Gott glauben, obwohl sie Mitglied der Kirche sind. Sie wollen nicht austreten, oft aus Angst, dass ihnen im Sterbefall der geistliche Segen verwehrt bliebe.

Es ist eine sehr spannende Angelegenheit, wie in unterschiedlichen Altersstufen mit dem Tod

umgegangen wird. Für die Jugend, bis ins Alter von 30 oder 40 Jahren, ist der Tod kein Thema. Danach wird es ein Thema, und wenn Menschen ganz alt werden, schieben sie es wieder von sich weg. Das kennen wir von Befragungen in Altenheimen: Wenn die Leute 85 oder 90 Jahre alt sind, soll man sie mit dem Tod in Frieden lassen, da sie doch „erst“ 90 seien. Innerhalb der älteren Generation, in der eigentlich gestorben werden könnte, wird der Tod zum Schluss wieder verdrängt, und je älter die Menschen werden, umso weniger wollen sie etwas vom Tod wissen.

Über 85 Prozent der Menschen sterben nicht mehr zu Hause...

Eigentlich wünschen sich alle Menschen, zu Hause zu sterben. Sie wollen auf keinen Fall im Krankenhaus oder im Altenpflegeheim sterben, sie möchten nicht abgeschoben werden. Die Entscheidung, wo sie sterben, fällt aber schon viel früher, wenn die Familie – im Einvernehmen oder im Konflikt mit dem Betroffenen – beschließt, dass eine Versorgung beziehungsweise eine Bebetreuung zu Hause nicht mehr möglich ist. Damit ist die Entscheidung getroffen, denn nur ganz wenige holen den pflegebedürftigen Angehörigen in ihre Wohnung. Sterben zu Hause ist in vielen Fällen sehr schön, es kann aber auch sehr grausam sein. Das sehen wir, wenn wir Nachricht von der Polizei, Feuerwehr oder auch vom Postboten erhalten und dann in Kreuzberg in einen Hinterhof kommen und einen einsamen Menschen finden, der vor 14 Tagen oder auch vor einem Jahr zu Hause gestorben ist. Darüber sprechen wir auch mit den Witwen und Witwern. Es muss sehr gut überlegt sein, ob man in seiner Wohnung im hohen Alter allein weiterleben möchte. Für viele ist es besser, in eine Gemeinschaft zu gehen, in der ältere Menschen miteinander kommunizieren können und in der sie Anschluss finden. Viele können wir davon überzeugen, aber auf der anderen Seite schwärmen die meisten davon, in den Armen der eigenen Familie zu sterben. Die Krankenhäuser in Deutschland gehen zunehmend dazu über, wenn Gewissheit besteht, dass ein Mensch verstorben ist, die Familie zu benachrichtigen und die organisatorischen und räumlichen Bedingungen zu schaffen, damit Familie, Freunde und Bekannte dabei sein können.

Kinder haben zum Tod eher ein neugieriges Verhältnis. Sie zeigen noch nicht die Angst der Erwachsenen, mit einer Leiche konfrontiert zu werden...

Die erste Erfahrung mit dem Tod machen Kinder in der Regel nicht über die Medien oder über den Tod eines Familienmitglieds, sondern über den Verlust des Haustiers. Wenn Schülergruppen zu uns zu Besuch kommen, frage ich nach, wer von ihnen schon ein Haustier gehabt hat – und die meisten haben schon miterlebt, wie das Tier gestorben ist. Bei dieser ersten Erfahrung mit dem Tod setzt die Verantwortung der Eltern ein, den Kindern zu erklären, warum sich das Tier nicht mehr bewegt, nichts mehr frisst und kalt ist. Dabei werden kapitale Fehler gemacht. Ich werde nie vergessen, wie mir ein Kind einmal schilderte, dass sein Hamster starb, als es 9 Jahre alt war und der Vater das tote Tier in die Toilette geworfen und abgespült hat. Unbewusst hat der Vater damit ein menschliches Verbrechen begangen, weil sein Kind dieses Erlebnis „Tod erfahren“ nicht

loswerden wird. Beim Umgang mit einem toten Tier können Kinder mit der Hilfe ihrer Eltern etwas über das Phänomen Tod lernen. Nach dem Zweiten Weltkrieg durften Kinder allenfalls mit zur Beerdigung der Oma. Heute plädieren wir dafür, dass auch 9-Jährige an das Bett der kranken Oma mitgenommen werden, ins Krankenhaus, ins Sterbezimmer oder wenn sie aufgebahrt ist, um die Oma anzugucken und sie anzufassen. Wir haben dabei große Defizite, weil auch viele Erwachsene mit dem Tod nicht umgehen können. Aber wenn Erwachsene in diesem Bereich Fehler machen, kriegen sie das aus dem Gedächtnis des Kindes nicht mehr heraus.

Kinder erleben über die Berichterstattung der Medien mit, wie täglich in Kriegen, durch Verbrechen oder Katastrophen gestorben wird. In ihrer Realität werden sie aber kaum mit dem Tod konfrontiert. Wie sollen Kinder diese Diskrepanz verstehen und verarbeiten?



Das ist so, diese Diskrepanz ist da und wird immer größer. Wir müssen unseren Kindern immer sagen: Wir leben auf der Sonnenseite unserer Erdkugel, wir haben kaum schwere Naturkatastrophen und derzeit keine Kriege. Aber es gibt andere Länder, da ist der Tod viel näher dran und nicht beeinflussbar. Somalia oder Irak sind für die Kinder weit weg, ihr kindlicher Denkraum endet dort, wo sie mit ihren Eltern im Urlaub waren. Präsent wird der Tod erst, wenn im unmittelbaren Umfeld jemand verstorben ist, alles andere wird irgendwo verdrängt. Ich sage Kindern und Erwachsenen manchmal, dass sie mal 30 Sekunden darüber nachdenken sollen, dass wir, wie wir hier sitzen, nicht genau wissen, ob wir den heutigen Abend noch erleben werden. Wahrscheinlich kann man jungen Leuten den Tod auch nur durch ein gewisses Schockerleben vermitteln. Wenn nicht persönliche Betroffenheit existiert, ist der Tod abstrakt. Das hat schon Friedrich der Große erkannt, der keine Namen wissen wollte, wenn er über ein Schlachtfeld voller Leichen lief, denn unter Umständen hatte er eine persönliche Beziehung zu den Toten gehabt.

Im Jugendschutz wollen wir Kinder vor der Konfrontation mit dem Sterben und dem Tod, wie er in Filmen dargestellt wird, schützen, aber wir wissen nicht genau, ob die dadurch entstehende Furcht traumatisch werden kann oder den Kindern letztlich hilft, Angst zu bewältigen...

Es ist ein Unterschied, ob man Kinder mit dem Faktum Tod konfrontiert oder ihnen schildert, wie Menschen zu Tode kommen, also den Prozess des Sterbens. Es macht auf Dauer keinen Sinn, Kindern zu verschweigen, dass es Kindesmisshandlungen und andere grausame Dinge gibt. Es hat keinen Sinn, ihnen eine heile Welt vorzuspielen, denn irgendwann machen sie ihre eigenen Entdeckungen. Grenzen sehe ich darin, dass man Kindern nicht alle perversen Formen, wie Menschen zu Tode gebracht werden, zeigen sollte. Ich weiß nicht, ob es gut ist, einem Kind zu erklären, welche Techniken die Menschheit entwickelt hat, um Menschen zu Tode zu bringen. Der Tod muss ab dem Alter von 4 oder 5 Jahren erklärt werden. Gleichzeitig sehe ich die Gefahr, dass die Berieselung von Kindern durch Fernsehbilder verstümmelter, verletzter oder getöteter Menschen zu einem Realitätsverlust insofern führt, dass man sich sagt: Das gibt es sowieso nur im Fernsehen.

Den Beruf des Bestatters und den des Pathologen betrachtet man mit distanzierendem und ein wenig gruselig anmutendem Interesse. Für beide Berufe gehört der Tod zum täglichen Geschäft. Mit My Girl wurde zum ersten Mal ein Spielfilm, mit Six Feet Under zum ersten Mal eine Serie über einen Bestatter gedreht. Verändern solche Filme oder Serien für Sie erkennbar das Verhältnis von Menschen zum Bestatter oder auch zum Toten?

Situationen wie in My Girl kommen tagtäglich in Deutschland vor, denn wir haben etwa 4.000 Unternehmen, die sich mit Bestattungen beschäftigen. Davon sind 95 Prozent kleine Familienunternehmen, das heißt, die Kinder werden quasi zwischen Särgen sozialisiert. Und wenn sie 10 oder 12 Jahre alt sind, müssen sie eben auch mal mit anfassen, wenn eine Überführung vonstattengehen muss, weil sonst niemand am Wochenende da ist. Das finde ich gut und wichtig, weil es deutlich macht, dass der

Bestattungsberuf ein Beruf unter vielen anderen ist. Das gehört dazu und trägt zur Normalisierung bei. Das war auch überfällig. Dieser Film ist sicher nicht in Deutschland entstanden, denn hier sind wir noch zurückhaltender, was diesen Beruf angeht. Six Feet Under ist wichtig und richtig und muss auch fortgesetzt werden, weil eine solche Serie dazu beiträgt, eine gesündere Einstellung zum Tod zu entwickeln. Mit Hilfe solcher Serien können Hemmschwellen, Tabus und Vorurteile abgebaut werden.

In der gesellschaftlichen Realität werden Sterben und Tod verdrängt, in den Medien ist beides umso präsenter. Es sieht so aus, als würden die Medien die Verdrängung kompensieren.

Das sehe ich auch so. Hier haben die Medien auch eine aufklärende Funktion. Gerade weil wir den realen Tod verdrängt haben, können Medien dabei helfen, dafür ein Bewusstsein zu schaffen, dass sich der Tod real nicht verdrängen lässt. Je mehr der Tod in der Gesellschaft akzeptiert und präsent ist, je weniger ein Bruch zwischen Leben und Tod besteht, desto weniger spannend ist es, ihn in den Medien darzustellen. Bei uns erzielen Filme oder Berichte über den Tod hohe Aufmerksamkeit, gerade weil er tabuisiert wird. Deshalb ist es eine Aufgabe der Medien, den Tod und auch zu Tode Gekommene zu zeigen. Auch dass Kinder verbrannt oder zu Tode geprügelt werden, sollte gezeigt werden, denn leider ist das real. Aber es muss den Zuschauern deutlich werden, dass dies nicht normal, sondern ein Extremfall ist. Nehmen Sie die zahlreichen Serien, in denen der Pathologe Verbrechen löst. Ich vermute, dass dadurch bestimmte Vorurteile, die über einige Berufsgruppen kursieren, allmählich beseitigt werden. So äußert man über Pathologen gerne, dass 90 Prozent von ihnen alkoholfähig wären. Der Berufsstand der Gerichtsmediziner kann also ein Interesse an solchen Serien haben, da sie ein Stück weit auch über die Arbeit aufklären. Wenn wir das Exotische, das diesen Berufen anhaftet, auflösen, dann verlieren sie auch ihren Schrecken. Ich denke, dass eine der zentralen Aufgaben der Medien auch die Aufklärung ist.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.